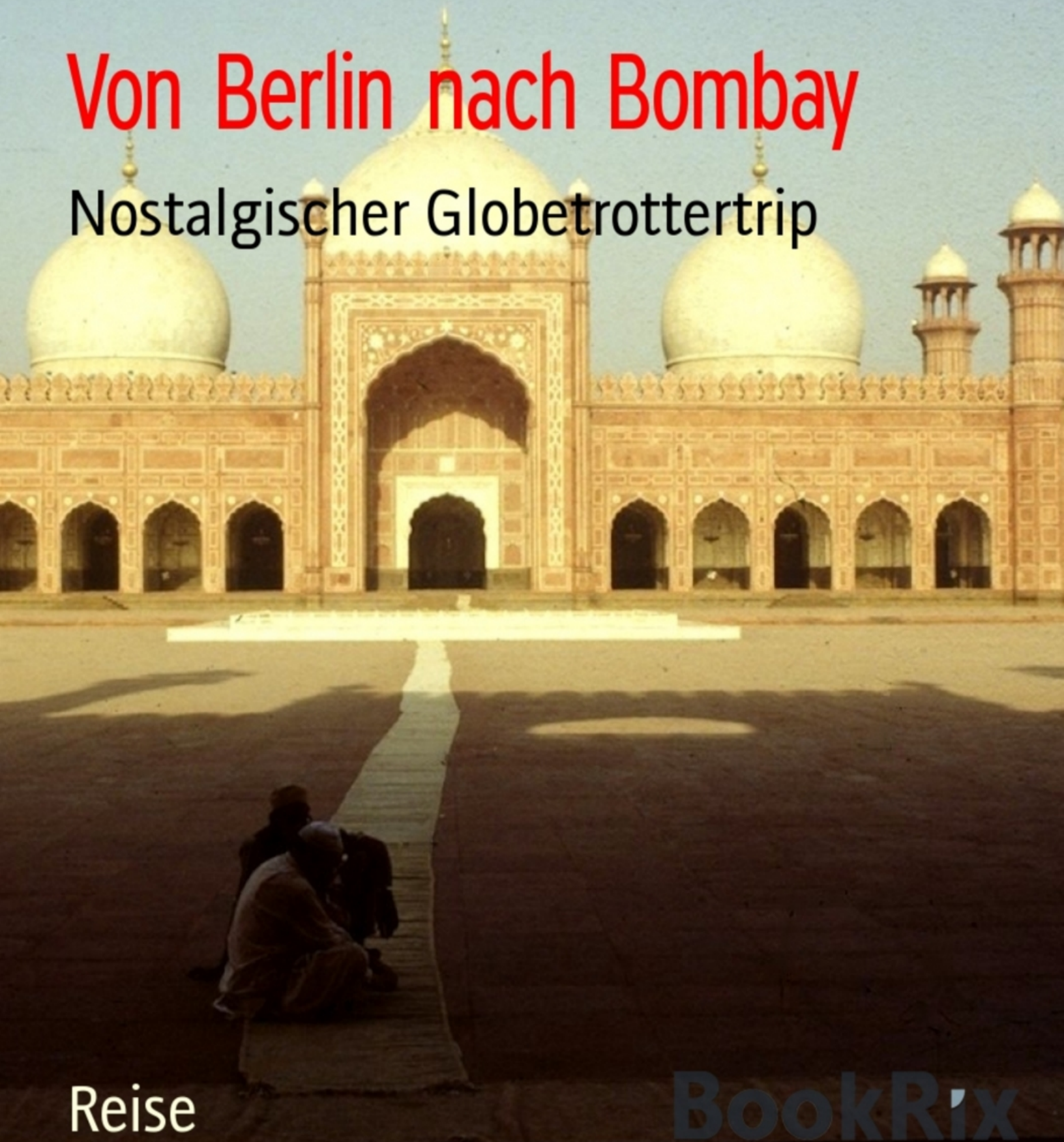


Hans-Georg Kaethner

Von Berlin nach Bombay

Nostalgischer Globetrottertrip



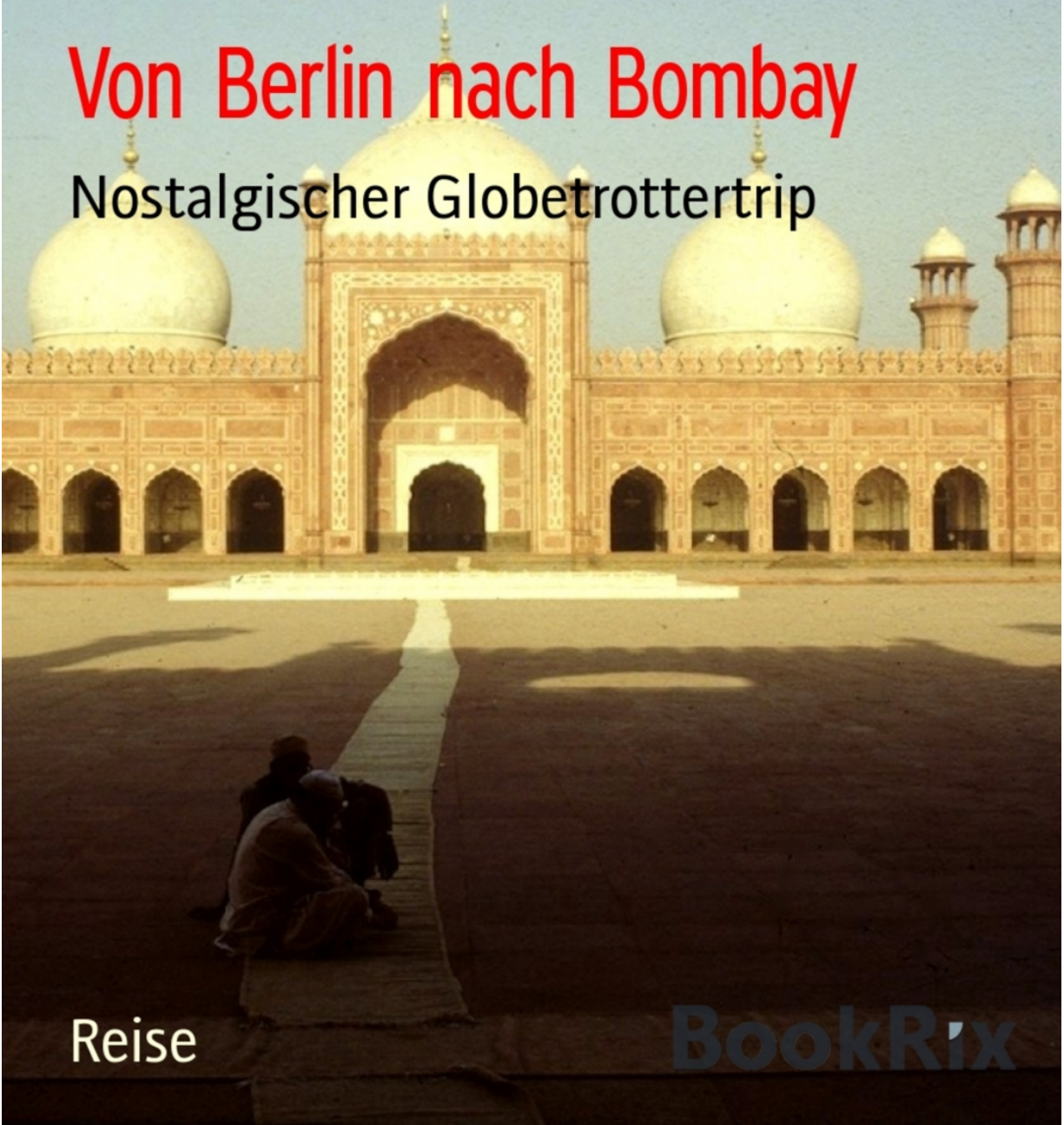
Reise

BookRix

Hans-Georg Kaethner

Von Berlin nach Bombay

Nostalgischer Globetrottertrip



Reise

BookRix

Hans-Georg Kaethner

Von Berlin nach Bombay

Nostalgischer Globetrottertrip

BookRix GmbH & Co. KG
80331 München

Vorwort

Im Zeitalter des Tourismus, wo auch der entlegenste Winkel unserer schönen Erde und das ausgefallenste Urlaubsunternehmen von Reiseexperten bis drei Stellen hinter dem Komma überorganisiert werden, bleibt der aussterbenden Spezies des echten Globetrotters leider oft nur noch resignierende Flucht in nostalgische Rückerinnerungen. Wohin ist sie bloß entschwunden die aufregende Zeit individuell zu entdeckender Reiseabenteuer?

Als ich kürzlich eine viermonatige Weltumrundung mit einem Flug von den melanesischen Fidschi-Inseln auf das polynesisches Südseeparadies Rarotonga krönen wollte, tobte rings um mich herum lautstark ungeahnte sprachliche Vielfalt: Von Sächsisch, über Berlinerisch, Bayerisch, Schwäbisch bis zum Ostfriesisch war alles zu vernehmen, was nimmermüde Förderer deutscher Dialekte aus tiefster Seele entzückt. Zwischen lärmenden in unvermeidliche Shorts und Sandalen gekleideten Menschenmassen schien keine andere sprachliche Kommunikationsmöglichkeit zu bestehen, sodass ich peinlich berührt fortan nur noch Englisch sprach, um nicht einer von ihnen zu sein. Am Anfang meiner „Globetrotterkarriere“ während der sechziger Jahre dagegen hatten deutsche Urlauber gerade erst Italien entdeckt und das echte Abenteuer begann ohne Autobahn bereits in Jugoslawien, während im damals noch schier unerreichbar scheinendem Königreich Iran sich lediglich sechzehn hart gesottene Weltenbummler herumtrieben. Für derartige „Reisestudenten“, die selbstbestätigende Erfüllung suchten und weniger das erreichte Ziel feierten, als das Gefühl eine Gefahr erfolgreich gemeistert und dem Mysterium des Unbekannten unerschrocken ins Auge

geblickt zu haben, war der legendäre Landweg nach Indien die Herausforderung schlechthin.

Bitte vergessen sie deshalb tunlichst ihr computergestütztes Reisebüro samt Experten, exotische Strände voll dickbäuchiger Germanen, Pauschalbettenburgen oder sogenannte Abenteuerreisen, wo hinterher von den Betroffenen mit Vorliebe auf Entschädigung geklagt wird, weil das Essen zu schlecht war, und begleiten drei junge Leute auf einer nostalgischen, sehr individuellen Reise voll ungewöhnlicher Erlebnisse.

Ouvertüre

Frühjahr in Berlin

Von der Wichtigkeit meiner Mission erfüllt, den schmalen Geldbeutel wieder etwas aufzubessern, betrete ich, der Vertreter einer bekannten Berliner Judoschule, das Mietshaus in Berlin-Britz. Vollgepfropft mit erprobten Argumenten will ich einen jungen Mann zu Leibe rücken, der leichtsinnigerweise eine Werbekarte an das besagte Unternehmen abgeschickt hatte. Ich erhoffe, auf mehr oder weniger sanfte Art einen neuen Anhänger für die edle Kunst der Selbstverteidigung werben zu können und ahne dabei noch gar nicht, dass ich einen Freund finden soll, der während eines großen Reiseabenteuers mit mir durch dick und dünn gehen wird. Während mein Blick für einen Moment auf dem Türschild verweilt, huschen im Zeitraffertempo die verschiedensten Gedanken durch meinen Kopf:

Da stehe ich nun, ich armer Tor. Wirklich keine erhebende Beschäftigung. Doch wie oft geht selbst die größte Kunst nach Brot. Zumindest ein großer Lebenskünstler bin ich gewiss. 27 Jahre alt, Journalist, Abenteurer, Globetrotter und Weltbürger aus Passion. In mindestens 15 Berufen habe ich mich während vieler Reisen versucht und in mehr als 20 Ländern das müde Haupt gebettet. Am glücklichsten war ich immer dann, wenn die Kilometer unter mir hinwegflogen, und ich neuen Abenteuern und Erlebnissen entgegenrollte.

Ich hole noch einmal tief Luft und drücke auf den Klingelknopf. Die Tür öffnet sich. Automatisch bete ich mein Sprüchlein herunter: „Guten Tag, ich komme aufgrund ihrer schriftlichen Anfrage und möchte sie gern mit den näheren Bedingungen unserer Judo-Lehrgänge bekannt machen.“ Dann erst blicke ich genauer auf mein Gegenüber, den 22-

jährigen Fotografen Bernd Duske. Ein normaler, freundlicher, sympathischer junger Mann. Bei näherem Betrachten jedoch fällt etwas sehr Charakteristisches ins Auge. Das beherrschende Element an dem ganzen Kerl ist ein verklärtes Lächeln. Von der Kopfhaut bis zu den Zehenspitzen seiner 1,80 Meter scheint der Judoka in spe zu grinsen. Es geht jedoch etwas ungemein Wohlwollendes und Aufmunterndes von diesem Gebaren aus. Unwillkürlich lächle auch ich breit. Nachdem wir uns solcherart eine stille Minute gegenseitig belächelt haben, folgt prompt die freundliche Aufforderung: „Ach kommen sie doch bitte einmal kurz herein. Ich habe sie schon erwartet.“

Mit höflicher Verbeugung werde ich in eine der vorhandenen Sitzmöglichkeiten komplimentiert. Die Verkaufsschlacht kann ihren Anfang nehmen. Das Gespräch beginnt, folgerichtig abzurollen. Alle Verkaufsargumente werden pyramidenartig aufgetürmt, um in dem Interessenten einen künstlichen Spannungshöhepunkt zu erwecken, der nur durch die Unterschrift unter das Vertragswerk gelöst werden kann. Schon scheint für das nächste Jahr ein neuer Jünger für die Judoschule gewonnen zu sein, da kommt plötzlich Sand ins Getriebe der bisher so hoffnungsvoll verlaufenden Überzeugungsarbeit. Ganz nebenbei ist das Wort Reisen gefallen. Ein Begriff, der magische Wirkung auf uns zwei, deren Beziehung bisher nur lose durch eine triste Werbekarte geknüpft worden war, zu haben scheint. Schon seit einiger Zeit träume ich davon, ohne Zeitlimit im Kleinbus auf dem legendären Landweg nach Indien zu fahren. Bernd dagegen sucht schon lange einen Menschen, der solch einen Trip ohne allzu große Bedenken auch wirklich durchführt. Seine zahlreichen Freunde haben zwar mit dem Finger auf der Landkarte schon die ganze Welt erobert, sind aber dann mit schönster Regelmäßigkeit alljährlich für 14 Tage nur zum Erholungsaufenthalt im Harz oder an der Ostsee gelandet.

So lauscht er mit sichtlichem Vergnügen der Schilderung einer Reise, die mich mit geringem Bargeld per Autostopp bis zum Persischen Golf geführt hatte. Besonders begeistert ist er jedoch über die neuen Reisepläne. Auch mir kommt während dieses Gespräches der spontane Gedanken: Wäre der patente Kerl nicht ein guter Partner für deine nächste Reise? Erstens wirkt er auf den ersten Blick sympathisch, zweitens, was unbezahlbar ist, er vereint just die Talente in sich, die dir gänzlich fehlen. Der Knabe ist technisch begabt, ein guter Autofahrer und sogar noch Fotograf.

Plaudernd vergeht die Zeit wie im Fluge. Für einen zielstrebigem Vertreter, der noch einen großen Kundenstamm zu betreuen hat, ein arger Verschleiß dieser kostbaren Substanz. Während des Gespräches jedoch ist aus dem Fünkchen Fernweh, das immer in uns glimmt, ein richtiger Großbrand geworden, sodass ich mir wie nebenbei die Frage nicht verkneifen kann: „Wie wäre es, haben sie nicht Lust, im nächsten Herbst mit mir nach Indien zu fahren?!“ Prompt erfolgt die spontane Antwort: „Ich würde sofort mitmachen!“

Nach diesem bedeutungsschwangeren Satz verwandele ich mich vom Globetrotter wieder zum gewöhnlichen Vertreter. Frei nach dem profanen Motto: Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach.

Leider ist Indien noch sehr weit, die Möglichkeit, zu einem Abschluss zu kommen, dagegen ganz nah.

Sommer am Lago Maggiore

Traumziel der Meiers, Müllers, Schulzes und Lehmanns zwischen Berlin und Bonn, Hamburg und München.

Bricht die Ferienzeit in deutschen Landen aus, kann man alljährlich die gleiche Krankheit beobachten: die Epidemie Italia! Getreu den historischen Vorbildern hat der

teutonische Drang nach dem Süden einen neuen Höhepunkt erreicht. Wer zählt die Autos, nennt ihre Fahrer? Es gibt die mannigfaltigsten Möglichkeiten, sich den sonnigen Süden zu Gemüt zu führen. Eine Reiseeinrichtung besonderen Kalibers erfreut sich steigender Beliebtheit:

Die Touristen-Rundfahrts-Pauschalreise im Luxusbus. Zahlreiche Unternehmen dieser Art sind wie Pilze aus der Erde geschossen und bieten dem Bundesmännlein und -Weiblein alles, was das Herz begehrt, nach einfachen und immer wirksamen Rezepten: Man sehe und erlebe in einem Minimum an Zeit ein Maximum an Sehenswürdigkeiten, interessanten Städten und Baudenkmalern. Erst in der Sightseeingtour bis zur absoluten Erschöpfung erweisen sich deutscher Charakter und Durchhaltevermögen. Es ist völlig uninteressant, Venedig erlebt und genossen zu haben, sondern das Allerwichtigste, zum Neid der Nachbarn einmal dort gewesen zu sein.

Um den umfangreichen Zeitplan termingerecht erfüllen zu können, verpacke man dreißig bis vierzig strapazierfähige Menschen beiderlei Geschlecht in einen großen Rundfahrtbus. Technischer Lenker der Expedition ist ein kerniger Kraftfahrer. Je massiger, desto vertrauenserweckender. Der geistige Führer jedoch ist der Reiseleiter. Diesem bedauernswerten Individuum fällt eine besonders wichtige Aufgabe zu. Er hat den Reisenden eine problematische und unbeliebte Aufgabe abzunehmen; nämlich das leidige Denken! Wie herrlich ist es doch, sich gänzlich ohne eigenen Willen von der näselnden Mikrofonstimme berieseln zu lassen und von Attraktion zu Attraktion, von Hotel zu Hotel und vom Frühstück bis zum Abendbrot dirigiert zu werden.

Ein durchschnittlicher Tagesverlauf sieht ungefähr so aus: Frühstück an der schönen blauen Donau in Deutschland, Laufschrift zum Bus, Bayerische Alpen, Österreich, Dolomitenzauber, Mittagbrot in Südtirol. Gesteigerter Laufschrift zum Bus, Lagunenzauber im

einmaligen Venedig. Erheblich beschleunigter Laufschrift zum Bus, Endspurt auf der italienischen Autobahn, Sonnenuntergang am Lago Maggiore, Abendbrot. Und dann im Sprintertempo in die Betten, um am nächsten Tag ein doppelt großes Pensum erledigen zu können!

Ein Fortbewegungsmittel dieser Art bewegt sich in rasendem Tempo an einem strahlenden Sommermorgen von Stresa nach Intra am Lago Maggiore entlang. Wieder einmal gilt es die letzten Reserven aus dem Fahrzeug herauszuholen, will man nicht das fahrplanmäßige Fährboot über den See nach Laveno verpassen. Das würde jedoch katastrophale Folgen haben, denn der termingemäße Ablauf des vierten Tages einer sorgsam ausgeklügelten 6-Tage-Fahrt an die Oberitalienischen Seen wäre schon von vornherein zum Scheitern verurteilt. Während die Schar wackerer Hamburger Touristen im Bus wie eine Ansammlung grotesker Gummipuppen in den Sitzen auf- und nieder wippt und sich bei jeder der zahlreichen Kurven in erzwungener Harmonie nach rechts oder links verneigt, werden noch die letzten erschütternden Neuigkeiten ausgetauscht: „Stellen sie sich nur diese Ungerechtigkeit vor. Am Nachbartisch saßen nur zwei Personen, aber die bekamen mehr Butter als wir zu viert.“ „Also nein, dass ich als Herzkrankte ein Zimmer im vierten Stock bewohnen musste, das ist eine reine Schikane. Beschwerden werde ich mich!“ „Ich werde nie wieder ein halbes Doppelzimmer buchen. Musste ich doch in dieser Nacht mit dem jungen Ding zusammen schlafen. Um drei Uhr morgens kam sie erst nach Hause, ich habe in der ganzen Nacht kein Auge zugemacht.“

Tiraden, die dem leidgeprüften Ohr eines Reiseleiters vertrauter sind als das liebe Brot. Beschwerden, Wünsche und kleine Streitigkeiten müssen mit der Geduld, Geschicklichkeit und Redegewandtheit eines Diplomaten und Nervenarztes in einer Person zu aller Zufriedenheit entwirrt und geschlichtet werden. An und für sich haben mich die Schmerzen eines Reiseleiters bisher völlig kalt

gelassen, doch in diesem Fall ist es wesentlich anders, denn das Inklusiv der nervenden Reisegruppe bin leider ich selbst. Bei den ersten Frühlingssonnenstrahlen hatte mich das Fernweh derartig übermannt, dass ich kurz entschlossen dem Judosport Ade sagte und mich bei einem Hamburger Reisebüro als männliche Unterhaltungsdame verdingte.

So stehe ich nun im Bus. Die gewohnten Klagen erreichen kaum mein Ohr, denn Zeitsorgen bedrücken das Gemüt. Beschwörend flüstere ich dem Fahrer zu: „Los Willi drücke etwas mehr auf die Tube, denk' daran, was heute noch alles vor uns liegt, bevor wir Landeck erreicht haben. Wollen wir einigermaßen pünktlich dort ankommen, dürfen wir auf keinem Fall das Schiff verpassen. Schließlich müssen unterwegs auch ein paar Esspausen eingelegt werden, sollen wir nicht vor Beendigung der Reise Erschöpfungstote beklagen. Und gerade an diesem Abend wartet die blonde Inge. Sie wollte außerdem noch Christa mitbringen. Wenn wir natürlich erst gegen Mitternacht dort auftauchen, werden sie sicher schon enttäuscht schlafen gegangen sein.“ Der geneigte Leser möge über diese Worte nicht allzu streng urteilen. Jedoch bin ich bei einem Busunternehmen in Lohn und Brot, dessen treuester Kundenstamm aus Jungfrauen zwischen sechzig und achtzig besteht. Schon das Erscheinen einer gut erhaltenen Vierzigerin nötigt Fahrern und Reiseleitern den anerkennenden Kommentar ab: endlich mal wieder ein junges Mädchen!

Dann kommt Intra in Sicht. Doch im gleichen Moment ertönt ein lang gezogenes Hupsignal. Die letzte Mahnung zur Abfahrt! Zum Lösen der Fahrtausweise bleibt keine Zeit, mehr, denn würde ich noch zum Kassenschalter eilen, wäre der Dampfer längst verschwunden. In Sekundenschnelle fällt mir die Rettung ein. Mit Volldampf rollen wir, ohne den fälligen Obolus entrichtet zu haben, auf das Schiff, denn ist unser Bus erst einmal auf der Fähre, wird man notgedrungen warten müssen, bis ich die Bezahlungsformalitäten erledigt habe. Ist mir doch bisher

noch kein Italiener begegnet, der sich auch nur einen Lire Geschäftsprofit entgehen ließe. Ein großer Omnibus mit dreißig Personen gar ist ein allzu dicker Brocken. Diese Überlegung erweist sich als goldrichtig. Nach Feststellung des Tatbestandes werde ich sofort von zwei Uniformierten flankiert, auf dass der fremde Reiseleiter das richtige Fensterchen finde. In selten so harmonisch praktizierter italienisch-deutscher Freundschaft setzen wir uns gemeinsam in Trab. Unter den anfeuernden Rufen der Umstehenden kehre ich außer Atem in Besitz der unverzichtbaren Fahrkarten zurück. Mit fünf Minuten Verspätung legt das Fährboot St. Gottardo vom Ufer ab.

Zwar nur fünf Minuten, die allerdings für mich schicksalhaften Charakter haben sollen. Wäre unser Bus um die besagte Spanne später eingetroffen, dann wäre mir mein Glück verwehrt geblieben. Die Überraschung, die mir das Schicksal zugedacht hat, ist von recht aparter Art. Einige Minuten vor unserer überstürzten Ankunft hatte sie das Oberdeck betreten, weil es sich an einem sonnigen Sommertag am Lago Maggiore nur um eine Glücksbotin handeln kann. Mit anmutigem, in den Hüften wiegendem Gang einer Süditalienerin, welcher die üblichen Fortbewegungsbemühungen deutscher Weiblichkeit leicht zu einem Marschtritt a la Preußen degradiert! Wie es sich für wohlerzogene italienische Mädchen schickt, hat es brav zwischen Onkel und Tante Platz genommen.

Plötzlich sehe ich sie! Sie ist klein, hat langes schwarzes Haar, riesige braune Augen und ist von allen Seiten so appetitlich kurvenreich, dass sie mir in diesem Moment wie die fleischgewordene Verkörperung Italiens erscheint. Als die erste Verzauberung gewichen ist, werde ich zum zielbewussten Tatmenschen. Ungeachtet aller schlimmen Gerüchte um die Unansprechbarkeit italienischer Schönheiten, unbekümmert um den doppelten Flankenschutz von Onkel und Tante stürze ich heldenmütig auf sie zu. Mit meinem strahlendsten Lächeln, unter

zahlreichen Verbeugungen für das respektable Bewacherpaar, stürme ich die Bastion durch einen sprudelnden deutsch-italienischen Wortcocktail. Zwar versteht sie so gut wie überhaupt nichts, doch die Sprache der Liebe scheint international zu sein. Das kleine Wunder gelingt, sie von ihren Zerberussen weg in die Schiffbar zu entführen. Jetzt ist der Don Juan in mir nicht mehr zu bremsen. Obwohl sie weder Deutsch noch Englisch beherrscht und ich kaum Italienisch, entsteht zwischen uns beiden ein derartiges Spannungsfeld, dass die Unzulänglichkeit der Verständigung überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Lediglich zwanzig Minuten darf ich sie anhimmeln, dann ist die Überfahrt wie ein schöner Traum beendet. Hüftwackelnd rauscht die glutäugige Schönheit namens Carmela davon. Mit ihrer Adresse in der Tasche kehre ich seufzend zu meinen alten Damen der Busgesellschaft zurück.

ERSTES KAPITEL

Vorbereitung, finanzielle Planung und Start

Einige Monate sind vergangen. Mein zukünftiges Reiseteam ist tatsächlich komplett. Carmela, die ich mithilfe eines italienisch verstehenden Freundes brieflich auf dem Laufenden gehalten habe, will ebenso wie Bernd unbedingt mitmachen. Unser Entschluss steht felsenfest: Wir fahren nach Indien!

Der Vorsatz ist gefasst, aber jetzt beginnen die leidigen Probleme ideeller und finanzieller Art. Zwar bin ich selbst völlig unabhängig, aber Bernd hat genug familiäre Bindung, dass im September 1963 immer wieder die bohrende Frage auftaucht: „Warum wollt ihr euch in ein derartiges Abenteuer stürzen?!“

Warum fährt jemand in einem nusschalenähnlichen Boot über den stürmischen Atlantik?

Warum durchquert ein anderer auf einem Fahrrad erbarmungslose Wüsten?

Warum starten „verrückte“ junge Leute mit sehr beschränkten finanziellen Mitteln in ferne exotische Länder? Warum nehmen sie Unbequemlichkeiten, Entbehrungen, Strapazen und Gefahren auf sich? Sie alle hätten zu Hause viel sicherer, behüteter und sorgloser leben können.

Bei der Suche nach Argumenten für unsere Reise von Berlin nach Bombay fiel mir ein Gleichnis auf, das man auf Autostraßen täglich beobachten kann: die erschreckende Anzahl totgefahrener Igel. Ich habe an einem Tage auf einer Distanz von rund dreihundert Kilometern hundert Opfer gezählt! Warum nur versuchen diese Tiere, unbedingt das silberne Asphaltband zu überqueren? Warum bleiben sie nicht in der Sicherheit und Geborgenheit des vertrauten

Waldes auf ihrer heimischen Seite? Sind es nur dumme Tiere, die ohne Sinn und Verstand in den sicheren Tod hineinlaufen? Oder sollte doch etwas ganz anderes dahinter stecken?

Empfinden Igel gar etwas Ähnliches wie Fernweh? Schnurgerade und riesenhaft für die Dimensionen eines Igels spannt sich das Monster Straße. Was befindet sich auf der anderen Seite? Muss dort nicht alles schöner, vollkommener und interessanter sein? Selbst wenn es nicht so wäre, reicht nicht die Selbstbestätigung aus: Ich habe versucht, das Phänomen zu ergründen, ich habe es riskiert und die verlockende Gegenseite erstürmt. Oft ist es nicht so sehr das erreichte Ziel, was zufriedenstellt, sondern das Gefühl als mutiger Herausforderer eine Gefahr erfolgreich gemeistert zu haben und einem Mysterium unerschrocken entgegen getreten zu sein.

Ähnliches mag der kühne Bezwinger eines Bergriesen empfinden. Nach übermenschlichen Anstrengungen steht er oft nur für Minuten auf dem Gipfel seiner Träume, dann beginnt schon der meist noch härtere Abstieg. Trotzdem zählt für ihn nur diese kurze Spanne der absoluten Erfüllung, des beglückenden Bewusstseins, über seine menschliche Unzulänglichkeit gesiegt zu haben und des unbeschreiblichen Gefühls grenzenloser Freiheit.

Das sind allerdings Argumente, die einen gestandenen Bürger mit gesicherten Pensionsansprüchen kaum überzeugen können. Entweder man besitzt dieses Gefühl nach persönlicher Bewährung in außergewöhnlichen Situationen oder man hat es nicht. Den unbestreitbaren Bildungswert unserer Indienreise vermag aber auch der größte Skeptiker nicht in Frage zu stellen, denn von einer sechsmonatigen Expedition durch Länder, in denen die ersten Hochkulturen der Menschheitsgeschichte ihre Blüte erlebten, profitiert man unter Umständen mehr als von einem zweijährigen Studium an der Universität. Überlegungen dieser Art stimmten schließlich auch die

Eltern von Bernd versöhnlicher und die Hoffnung gar, dass sich aus der Auswertung der Reise später finanzielle Vorteile für uns ergeben könnten, machten sie am Ende zu ausgesprochenen Befürwortern des Projektes.

Weitaus verzwickter allerdings gestaltet sich die materielle Planung. Wie bereitet man eine Tour von Deutschland nach Indien vor? Hauptvoraussetzung nach Meinung des Normalbürgers ist genügend Barkapital. Wenn man außerdem noch genügend Erfahrung besitzt und gründlich recherchiert, könnte ohne unerwartete Zwischenfälle mit einem erfolgreichen Verlauf zu rechnen sein. Was ist aber - und das trifft wesentlich häufiger zu - falls man nicht über das nötige Kleingeld verfügt? In dieser vertrackten Lage gibt es zwei grundsätzliche Arten der Vorbereitung. Der normale Weg ist folgender: Der Plan wird gefasst und ein sorgsamer Kostenanschlag über die minimal benötigte Summe ausgetüftelt. Man beginnt, zu sparen und sich theoretisch auf das Abenteuer einzustellen. Bücher und Landkarten werden gewälzt. Immer neue, unüberwindlich erscheinende Hindernisse türmen sich auf. Man durchleidet im Geiste Hitze, schlechte Wüstenpisten, Moskitos und schreckliche Tropenkrankheiten. Die Liste der mitzuschleppenden Medikamente nimmt unheimliche Formen an. So sitzt man da, rechnet, plant, verwirft, seufzt und wenn man nicht gestorben ist, dann plant man heute immer noch.

Der zweite Weg, für den wir uns entscheiden, ist wesentlich einfacher: Man mache sich nicht allzu lange quälende Gedanken über unüberwindliche Schwierigkeiten und den eigenen finanziellen Engpass. Mit einem Minimum an Zeitaufwand werden die Vorbereitungen beendet, um wichtige Nervenkraft für die auf der Expedition von allein auftauchenden Hindernisse und Gefahren zu schonen. Unser persönliches Rezept lautet:

Man nehme eine große Dosis von Optimismus, Unternehmungsgeist, Unbeschwertheit und

jugendlichen Tatendrang. Verpacke das Ganze in einen schmucken Kleinbus, reinige sein Gehirn von allen Schlacken überflüssiger Bedenken um eine Indienreise mit sehr beschränkten finanziellen Mitteln und fülle seine Brust mit dem nötigen Fernweh. Dann gebe man Gas und fahre los!

In der Tat, als Bernd und ich uns erst einmal durchgerungen haben, zu fahren, benötigen wir lediglich vierzehn Tage Vorbereitungszeit bis zum Start. Am 1. Oktober 1963 kaufen wir einen VW-Samba-Bus mit aufschiebbarem Sommerdach, der für die folgende Monate zum Hauptakteur des gesamten Unternehmens werden soll. Die nächsten Tage sind ausgefüllt mit einigem Umbauten, denn immerhin wird der schlichte Kleinbus so etwas wie eine kombinierte Fahr-Wohn-Ess- und Schlafmaschine für uns darstellen. Wir unterziehen uns den erforderlichen Impfungen gegen Pocken, Typhus und Cholera. Ausreichend Filmmaterial für spätere Diavorträge wird erworben. Das Inventar des Autos rundet sich um einige notwendige Dinge für den täglichen Bedarf ab, z. B. Benzinkocher und Kochtopf.

Bereits am 13. Oktober feiern wir einen feuchtfröhlichen Abschied von Berlin. Auf der Party mit Freunden wird unser Wagen auf den symbolischen Namen **Muck** getauft, in der stillen Hoffnung, dass er sich ähnlich wie die bekannte Märchengestalt mit Siebenmeilen-Schritten über Gefahren und schlechte Straßen hinwegsetzen möge. Schon am 14. Oktober rollen wir auf der deutschen Autobahn unbekanntem Ländern und Abenteuern entgegen.

Selbstverständlich haben wir uns vor der Abfahrt auch einige Gedanken über das leidige Geldproblem gemacht. Deshalb soll dieses Kapitel mit einer vollständigen Bilanz des Sieben-Monate-Trips ausklingen, denn viele der nachfolgenden Erlebnisse erklären sich nur aus unserer Finanzmisere. Ohne übergroße Gastfreundschaft, die uns außerhalb Europas ständig entgegengebracht wurde, wären

wir allerdings kaum heil nach Indien und wieder zurückgekommen. Aus diesbezüglichen Erfahrungen lässt sich sogar die kühne These ableiten:

Der Abenteurer des 20. Jahrhunderts schlägt sich weniger mit Räubern und Gefahren, als mit der unterschiedlichen Auslegung des Begriffes „Gastfreundschaft“ und seine Aus-wirkungen auf Magen und Darm herum!

Eine kleine Zahlenspielerei wird zudem die am häufigsten gestellte Frage erschöpfend beantworten: „Wie viel Geld hat der ganze Spaß gekostet?“ Als wir uns entschlossen haben, nach Indien zu fahren, nennen wir ein Barvermögen von **5500** DM unser eigen. Durch den Kauf des gebrauchten Autos und die notwendigen Umbauten wird die ohnehin schmale Habenseite arg strapaziert, weshalb das bescheidene Pluskonto auf **2700** DM sinkt. Von dieser bescheidenen Summe müssen noch das gesamte Filmmaterial und einige unentbehrliche Requisiten wie Luftmatratze, Benzinkocher etc. angeschafft werden. Beim Start verbleiben somit für drei ausgewachsene Personen äußerst bescheiden anmutende **2200** DM. Als nach vier Wochen die erste Zwischenbilanz ansteht, sind wir total erschüttert. **673,96** DM (tatsächlich echt, Buchführung!) sind bereits verprasst und wir haben lediglich Istanbul erreicht. Sechs Monate später jedoch, wo uns das französische Passagierschiff „Vietnam“ von Bombay wieder nach Europa zurückbefördert, müssen wir für den Erwerb der Schiffstickets **2500** DM in harter Währung hinblättern. 300 DM mehr als wir beim Start überhaupt besaßen!! Ein Hexenkunststück oder ein lohnender Job für uns während der Reise? Weder das eine noch das andere!

An Einnahmen verzeichnen wir vom 14. Oktober 1963 bis Ende April 1964 in DM umgerechnet: **50** DM für einen Farblichtbildervortrag über Berlin, den wir in der Metropole Istanbul halten, durch den Verkauf von Autoersatzteilen, einem Fotoapparat, einem Elektrorasierer, einem

Tischfußballspiel und einem unbekanntem Faktor, den ich, um die Spannung nicht vorwegzunehmen, nicht näher definiere, **1365** DM. Dazu kommen als besonders Kuriosum 200 DM für Tanzunterricht, den Carmela in Karatschi tanzwütigen Pakistaner erteilt. Das ergibt also summa summarum eine bescheidene Gesamteinnahme von **1565** DM. Von dieser Summe sind **45** DM für Reparaturen am Auto abzuziehen. Addiert man diesen Betrag mit unserem Startguthaben von **2200** DM, so errechnet sich daraus ein Kapital von **3720** DM. Davon gehen allerdings stolze **2500** DM für die Rückfahrt-Schiffskarten weg, sodass lediglich **1220** DM übrig bleiben. Von diesem Taschengeld hatten wir wie anfangs erwähnt nach vier Wochen bis Istanbul bereits **673,96** DM ausgegeben.

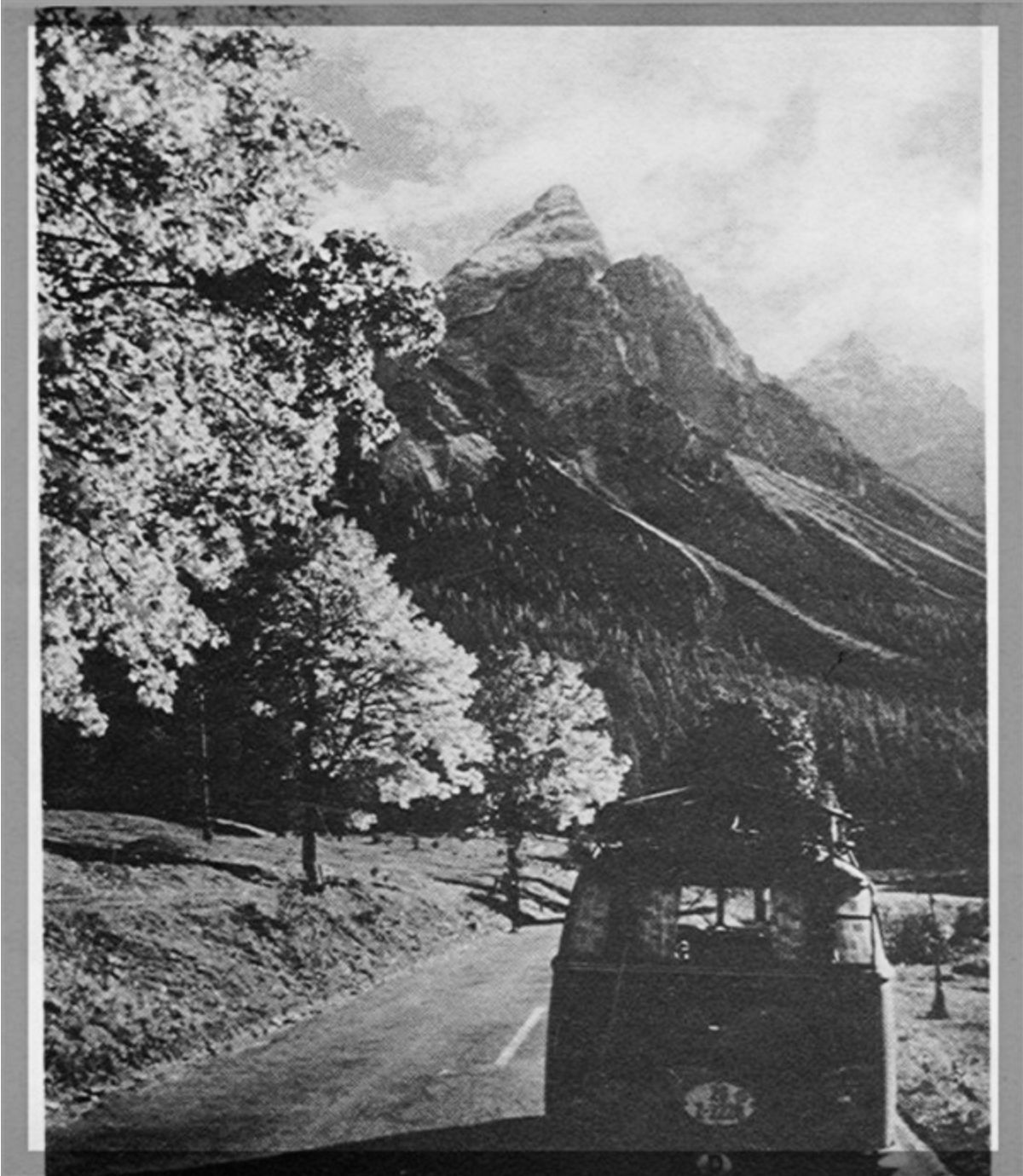
Damit steht als finanzielle Schlussbilanz fest: In sechs Monaten legen drei Personen rund 13 000 Kilometer in sechs Ländern zurück und bestreiten ihr Vorwärtskommen und ihren Lebensunterhalt mit lächerlichen **546,04 DM!**

Für dieses Wunder sind außer der unübertrefflichen Gastfreundschaft in orientalischen Ländern auch noch einige andere Ursachen verantwortlich. Harte Währungen wie Dollar oder DM tauscht man auf dem Schwarzmarkt wesentlich günstiger als zum offiziellen Bankkurs um. Darum werden alle Lebensmittel und Gegenstände für den täglichen Bedarf für uns außergewöhnlich billig. Einige Beispiele mögen das veranschaulichen: In der Türkei zahlen wir für 1 Kilo Fleisch 1,25 DM, 1 Kilo Orangen 0,20 DM, ein Weißbrot 0,30 DM. Im Iran für 1 Liter Benzin 0,20 DM. In Indien für 16 Bananen 0,50 DM.

Diese Liste ließe sich beliebig lang fortsetzen. Jedoch selbst günstigste Preise und Gastfreundschaft allein reichen nicht aus, verfügt man nicht über genügend Organisations- und Handelstalent. Bei aller Freundlichkeit gebildeter Orientalen muss ihnen zumindest erst einmal klar gemacht werden, dass drei interessante Europäer aufgekreuzt sind und absolut nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn sie

eingeladen werden. Zudem nützen die günstigsten Preise für Lebensmittel meist herzlich wenig, versteht der Fremde nicht in Manier Einheimischer, den Basarhändler von seinem obligatorischen Europäer-Sonderpreis herunterzubringen. Zwei überlebensnotwendige Fähigkeiten, in denen wir auf der Reise von Berlin nach Bombay Perfektion erlangen!

Letzter wehmütiger Blick auf die Zugspitze



ZWEITES KAPITEL

Wir kämpfen mit der Tücke des Objekts, werden zum Trio und verlassen Mitteleuropa

Bis zum Tag der Abreise ist das Wetter in Berlin deprimierend trist und grau. Regen, wolkenverhangener Himmel und Nebel vereinigen sich mit kalten Füßen und Schnupfen zu einer Sinfonie des Trübsinns. Doch am 14. Oktober bricht die Sonne strahlend hervor. Selbst der alte Petrus scheint sich über unseren Unternehmungsgeist zu freuen und ihn mit makellos blauem Himmel zu honorieren. Ein beglückender Zustand, der auch in den nächsten Tagen Bestand hat. Während die ersten Kilometer unter uns hinwegfliegen, möchten wir am liebsten laut herausjubeln: „Hurra, wir fahren nach Indien! Fremde Länder und Abenteuer erwarten uns!“

Hannover liegt hinter uns, bei Kassel verlassen wir die Autobahn für einen kurzen Abstecher nach Marburg, wo sich Bernd noch schnell von einer Ortschönheit verabschieden will, bevor für ihn die zu erwartende sexuelle Fastenzeit in den orientalischen Ländern eintritt. Zwar war der erste Reisetag sommerlich warm, aber als der letzte Sonnenstrahl verschwunden ist, sinkt das Thermometer unter den Gefrierpunkt. Genauso rapide senkt sich die Innentemperatur von **Muck**, der nicht über den Luxus einer Standheizung verfügt. Als ich zähneklappernd in meinen Schlafsack krieche, erinnert mich das mehr an Berichte über Nordpolexpeditionen als an zu erwartende feucht-tropische Hitze. Noch schlimmer ergeht es Bernd, der ziemlich erhitzt von seiner Bekannten zum Auto zurückkehrt, wo ihm die plötzliche Unterkühlung sehr zusetzt. Am nächsten Morgen mutet der Kleinbus mit eingefrorenen Fenstern wie ein verwunschener Eispalast an. Einheimische, die dick ver mummt zur Arbeit eilen, tippen sich bezeichnend an die

Stirn, als wir aus unserem Auto kriechen und davor eine allerdings nicht sehr gründliche Morgentoilette absolvieren.

Bald ist die kalte Nacht nichts wie ein böser Traum, denn wir fahren durch den gefärbten Herbstwald der Rhön und das Wetter ist noch strahlender als gestern. Vom genussvollen Schauen sind wir rechtschaffen hungrig geworden und wollen auf einer Rast den neu erworbenen Benzinkocher einweihen. Allerdings jetzt wie auch später müssen wir konstatieren, dass die charakterlichen Fähigkeiten eines Benzinkochers allgemein unterschätzt werden. Falls er der Meinung ist, nicht arbeiten zu wollen, hilft weder Bitten noch Flehen. Will man ihm hartnäckig trotz seiner unverkennbaren Aversion züngelnde Flammen entlocken, rächt er sich entschlossen.

Bernd kann schon bei der Premiere ein Lied davon singen, weil das kleine spuckende Ungeheuer ihm einen kräftigen Benzinstrahl ins Gesicht jagt. Für heute geben wir uns geschlagen und nehmen unser Mittagessen in der nächsten Dorfschenke ein, obwohl im schmalen Finanzbudget wahrlich kein Spielraum für derartige Extravaganzen besteht. Verglichen mit dem störrischen Benzinkocher ist **Muck** ein braver Bursche, der ohne Aufbegehren Kilometer um Kilometer zurücklegt. Allerdings nur unter der Bedingung, dass Benzin im Tank ist. Verweigert man ihm flüssige Nahrung, dann bleibt er schlicht und einfach stehen.

Dieses peinliche Dilemma passiert prompt am Abend in Ingolstadt. Bei völliger Dunkelheit erreichen wir die idyllische Stadt an der Donau. Ausgerechnet an der belebtesten Kreuzung bleibt unser Auto stehen und blockiert den gesamten Verkehr, denn der Benzinstand ist gleich null. Von schadenfrohen Mitbürgern belächelt sitzen die Indienfahrer zum ersten Mal bereits in Bayern fest! Der geschmähte Kocher wird zum Retter in höchster Not. Sein kleiner Inhalt flüssigen Treibstoffes in den hungrigen Schlund von Muck geschüttet, bewirkt immerhin, dass wir

uns wieder vorwärtsbewegen können und haargenau bis zur nächsten Tankstelle rollen. Da dort längst geschlossen ist, machen wir aus der Not eine Tugend und erküren die Füllstation zum Campingplatz für diese Nacht. Der Tankwart staunt am nächsten Morgen nicht schlecht über zwei verschlafene Gestalten, die aus dem Auto klettern und kategorisch verlangen: „Einmal voll, bitte!“

Heute schlägt die endgültige Abschiedsstunde. Wehmütig werfen wir einen letzten Blick auf Deutschlands höchste Erhebung, die Zugspitze. Wie lange werden wir wohl unser Heimatland nicht wiedersehen? Für trübe Gedanken aber bleibt wenig Zeit, weil wir am morgigen Nachmittag unbedingt in Italien am Lago Maggiore sein müssen. In Intra an der Anlegestelle für die Fähre, wo unsere Bekanntschaft begann, soll Carmela, nebst Reisegepäck auf uns warten, um das Trio komplett zu machen. Ich hatte einen kategorischen Eilbrief nach Italien geschickt mit der schnörkellosen Einladung: Wenn Du Lust hast, mit mir nach Indien zu fahren, erwarten wir Dich am 18. Oktober 1963 um 17 Uhr am Fährhaus in Intra. Die erforderlichen Impfzeugnisse und ein gültiger Reisepass sind unbedingt erforderlich!

Je mehr ich jetzt darüber nachgrüble, desto unwahrscheinlicher erscheint es mir, dass Carmela tatsächlich mitmachen würde. Nach unserer kurzen Bekanntschaft hatten wir uns nur noch ein einziges Mal wiedergesehen. Unter sehr mühseligen Umständen, wobei ein italienischer Taxifahrer als Dolmetscher fungierte, erfuhr sie von meinen kühnen Reiseplänen. In den folgenden Monaten spannten lediglich Briefe von Deutschland nach Italien und umgekehrt eine Brücke, wobei das Italienisch eines deutschen Freundes, der für mich formulierte und übersetzte, noch mangelhafter war, als die englischen Sprachkenntnisse des italienischen Taxifahrers. Zu allem Überfluss war meine Schöne vom Lago Maggiore gerade erst zwanzig Jahre alt und brauchte für den erforderlichen

Reisepass die Einwilligung ihrer Mutter. Welche italienische Mutter jedoch würde wohl ihrer minderjährigen Tochter erlauben, mit einem wildfremden Ausländer auf Weltreise zu gehen?!

Umso erstaunter war ich deshalb, als kurz vor der Abreise aus Berlin ein zustimmendes Telegramm eintraf:

Alle Formalitäten erledigt. Erwarte Dich an 18. Oktober um 17 Uhr in Intra - Carmela Bevor sie nicht in unserem Auto saß, würde ich an gar nichts glauben, obwohl mir mein Gefühl sagte, dass sie da sein würde.

Ohne Aufenthalt sind wir weiter durch Österreich gefahren und haben hinter Landeck durch den Finstermünzengpass die Schweiz erreicht. In dem bekannten Schweizer Kurort Schuls gedenken wir, Nachtruhe zu halten. Im Dunkel erkenne ich noch schemenhaft einen winkenden kanadischen Studenten am Straßenrand, der durch Europa trampt. Für heute hat er den Anschluss verpasst und ist hier hängen geblieben, denn niemand will ihn zu so später Stunde nach Italien mitnehmen. Wir versprechen dem frustrierten Tramper für den kommenden Tag eine Mitfahrgelegenheit zum Comer See und verabreden, dass er sich früh am Auto einfinden soll. Bei wiederum recht kühlen Temperaturen mit Bodenfrost schlüpfen wir schnell in unsere Schlafsäcke.

Als ich in der Morgendämmerung aus dem Autofenster schaue, glaube ich ein Gespenst zu erblicken. Unweit von **Muck** entfernt liegt auf der von Raureif überzogenen Gebirgswiese etwas in ein weißes Bettlaken gehülltes rundes Zusammengerolltes. Das Bündel beginnt sich allmählich zu entwirren und ein menschliches, blau gefrorenes Wesen kommt zum Vorschein: unser kanadischer Student! Bei seiner schmalen Kasse wäre ein Hotelzimmer im teuren Schuls unerschwinglich gewesen. Jugendherbergen gibt es weit und breit nicht. Zwar hatte ihm der Hausknecht eines Hotels angeboten, brüderlich das eigene Kämmerlein zu teilen, aber bei näherer

Begutachtung stellte sich das freundliche Angebot nicht so sehr als ein Akt der Nächstenliebe heraus, sondern als homosexuelles Begehren. Da das Liebesleben unseres neuen Freundes offensichtlich normal gelagert ist, zog er die eiskalte Wiese dem warmen Bett vor! Ein heißer Tee auf unserem Benzinkocher zubereitet, der aus Mitgefühl mit dem Kanadier tatsächlich funktioniert, taut ihn wieder auf.

Zwischen Como und dem Lago Maggiore stehen Bernd und ich ziemlich ratlos auf einer Wiese und betrachten kopfschüttelnd das Innenleben unseres Muck. Wie konnte in knapp vier Tagen bloß ein derart babylonisches Chaos an Unordnung entstehen? Es ist unbegreiflich, was man alles in einem Kleinbus nicht finden kann und welche Überraschungen plötzlich zutage kommen, rafft man sich doch einmal seufzend zum Großreinemachen auf. Es ist erst 13 Uhr, also bleibt noch hinreichend Zeit, um die Sachlage ein wenig zu zentralisieren und zu normalisieren, denn sonst nimmt Carmela gleich wieder Reißaus!

Kochtöpfe, Waschschüsseln, Koffer stapeln sich neben Autoersatzteilen, verschmutzten Sitzen und gebrauchter Unterwäsche in schlimmster Disharmonie im Gras. Die genießbaren Essvorräte werden sorgsam von den verdorbenen getrennt. Dann beginnt die wahre Schwerstarbeit, weil alles Ausgepackte irgendwie wieder untergebracht werden muss. Unmöglich, dass dieser fürchterlich Kramladen Platz in einem Minibus finden soll. Wir ackern, bis uns der Schweiß in Strömen über die Stirn läuft. Endlich ist es geschafft und wir blicken stolz auf unser Werk: **Muck** präsentiert sich im Sonntagsstaat.

Wir hätten allerdings besser auf die Uhr schauen sollen, denn inzwischen ist es so spät geworden, dass uns nur noch eine Rekordfahrt pünktlich zur Abfahrt der Fähre in Laveno bringen kann. **Muck** macht seiner weinroten Farbe alle Ehre, denn er rast wie die Feuerwehr im verkehrswidrigen Tempo. Im letzten Moment, wie schon einmal, doch jetzt von auf der Gegenseite, rollt unser Auto ins Fährboot. Am 18. Oktober,

pünktlich um 17 Uhr treffen wir in Intra ein. Mit „bescheidenem“ Handgepäck von drei schrankähnlichen Koffern, bei deren Anblick Bernd und ich konsterniert zusammenzucken, erwartet uns tatsächlich Carmela. **Das Trio ist komplett!**

Die Aufgaben werden verteilt: Carmela fungiert als verantwortliche Köchin. Sie entledigt sich dieser Aufgabe mit durchschlagendem Erfolg. Schon nach einer Woche sind Bernd und ich perfekte Spaghettiesser. Bernd wird verantwortlicher Fahrer und Techniker vom Dienst, weil weder Carmela noch ich im Besitze eines Führerscheines sind. Vom streikenden Benzinkocher über diverse Reifenpannen bis zur defekten Luftmatratze muss er alles mit viel Improvisation reparieren. Erstaunlich, dass ihm bei solcher Überbeschäftigung noch genügend Zeit bleibt, um faszinierende Fotoschnappschüsse auf das Zelluloid zu bannen. Meine Aufgabe ist von vornherein klar umrissen. Als Initiator des ganzen Projektes bin ich der Sprecher, Planer und Organisierer unseres kleinen Teams. Vorher hätte ich mir nie träumen lassen, welche beharrliche Ausdauer ich mir in den folgenden Monaten beim ständigen Kampf mit schicksalsergebenem Gleichmut und orientalischer Bürokratie zulegen würde. Falls nur die Hälfte davon später für Deutschland erhalten bliebe, wäre ich von keiner preußischen Behörde mehr abzuweisen!

Ein Kurzaufenthalt in Venedig beschert mir persönlich gleich dreifachen Genuss. Unsere von nächtlicher Unterkühlung arg strapazierten Körper fühlen sich wie im siebenten Himmel, denn auch nach Sonnenuntergang ist das Wetter angenehm warm und mild. Ein erholsameres Willkommensgeschenk hätte uns die weltberühmte Lagunenstadt wahrlich nicht bescheren können. Meine beiden Begleiter, die zum ersten Mal hier weilen, sind hingerissen und genießen das bunte Treiben von „Bella Venezia“ in vollen Zügen. Auch ich, der kein Greenhorn

mehr ist, kann mich dem einzigartigen Fluidum nicht entziehen.

Wo auf der Welt gibt es eine pulsierende Verkehrsader wie den Canale Grande, von einzigartigen Palästen flankiert? Wer kennt einen fantastischeren Rundblick als die atemberaubende Aussicht vom Turm der Campanile über Markusplatz, das kanaldurchzogene Gassengewirr bis hinaus zum Lido? Wo auf der Welt aber noch herrscht im Jahre 1963 ein derartiges Gewimmel von Touristen, die sich wie Heuschreckenschwärme über die Sehenswürdigkeiten des historischen Venedigs ergießen? Schubweise stößt und drängt man sich durch die engen Gassen. Die Einheimische wirken wie Fischer, die ihre Köder für den Geld bringenden Besucherstrom auslegen. Besonders um den zentral gelegenen Markus-Platz herum treibt der Preiswucher üppige Blüten. Glücklicherweise findet der Individualist immer noch unverfälschte italienische Romantik, wen er sich bei seinen Streifzügen nur ein wenig von den Trampelpfaden des Tourismus entfernt.

Unbestritten der größte Genuss für mich ist der beglückende Umstand, dass ich zum ersten Mal als freier unabhängiger Privatmann und nicht als Reiseleitersklave einer Busgesellschaft hier weile. Amüsiert erinnere ich mich an eine biedere Hamburgerin, die zu meinen damaligen Schützlingen zählte. Sie verbrachte unseren Venedigaufenthalt im Vestibül des Vertragshotels bei deutschem Bier und Schnaps, diesen Genuss mit der Bemerkung würzend: „Kahnfahren kann ich auch in Hamburg auf der Alster und da stinkt es nicht einmal so!!“

In Triest halten wir uns nur einen halben Tag auf, weil schon nach ein paar Stunden die Visa für Jugoslawien im Pass sind. Dann verlässt Carmela mit recht gemischten Gefühlen ihr Heimatland. Die Zollformalitäten ziehen sich unerwartet in die Länge, denn ein uniformierter Westentaschencasanova hat sich mit südländischem Temperament in seine glutäugige Landsmännin vernarrt und

flirtet, was das Zeug hält. Er kann sich durchaus nicht von der lockeren Konversation mit Carmela losreißen. Wir gönnen ihr diesen übersprudelnden Wortschwall von ganzem Herzen, wissen wir doch, dass es für lange Zeit das letzte Gespräch in ihrer Muttersprache sein dürfte. Von nun an muss sie sich vorwiegend mit Händen, Füßen und wenigen Worten Englisch verständlich machen. Zum Glück erweist sie sich als sehr sprachbegabt. Schon nach knapp zwei Monaten spricht sie mit uns in fließendem Umgangsendenglisch.

Nachsaison am Lago Maggiore

